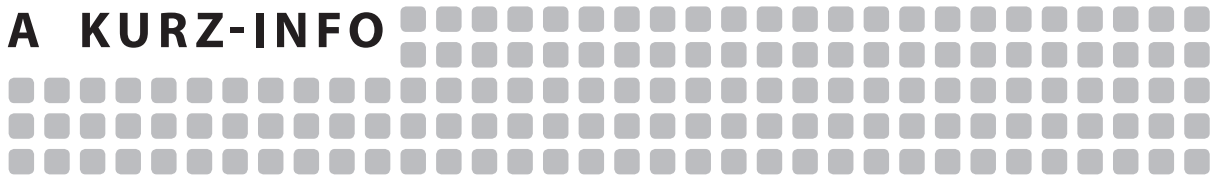


# A KURZ-INFO



In diesem Abschnitt finden Sie Märchen, Erzählungen, Gedichte, Zitate und Lieder, die sich mit dem Wald, aber auch ganz grundsätzlich mit der Natur und unserer Umwelt beschäftigen.

## MÄRCHEN, ERZÄHLUNGEN

Märchen oder Erzählungen bieten sich für besinnliche Momente einer Waldführung an. Insbesondere bei längeren Führungen, die einen halben oder einen ganzen Tag dauern oder bei Schlechtwetter können Sie Ihr Programm mit einer passenden Erzählung auflockern und anreichern. Dabei sollten Sie nicht ablesen, sondern erzählen. Hierzu möchten wir Ihnen ein paar allgemeine Hinweise mit auf den Weg geben (aus: HILTY, E.; Wege zum Märchen. Zytglogge Workbuch, Schweiz 1988).

„Mit ruhigem und souveränem Erzählen vermittele ich dem kleinen Kind auch jene Sicherheit, die es braucht, um ganz in das Erzählte eintauchen zu können. Ich sollte gefasst sein, wenn das Kind einmal weint, weil es mit dem Held oder der Heldin mitleidet oder wenn es Angst hat – das erlösende Ende wird kommen und Erleichterung bringen.

Mit übertriebener Gestik, Mimik und Stimmveränderung vermittele ich dem Zuhörer meine persönliche Interpretation. Dabei nehme ich ihm Raum und Möglichkeit, seine eigenen Schwerpunkte zu setzen – daher sachlich und ruhig erzählen.

Mit dem Dramatisieren setze ich meine Person in den Vordergrund, anstatt dem Märchen den Vorrang zu lassen. Beim Erzählen biete ich an, bin Sprachrohr des Märchens, denn es ist viel weiser als ich!“

GEIGER, R. meint zum selben Thema:

„Das Märchen überzeugt nur dann, wenn der Erzähler von der Wahrheit der Geschehnisse durchdrungen ist. Also muss er sich damit beschäftigen. Tut er nur als ob oder ist gar nicht dabei, kann er nicht überzeugen, verfällt ins Rührselige oder Pathetische. Sentimentale Verniedlichung und bombastische Aufdonnerung zerstören das Märchen. Und jede günstige Gelegenheit, den Humor herausfunkeln zu lassen, sollte aufgegriffen werden.“ (aus: GEIGER, R.; Märchenkunde, Urachhaus Verlag, 1992).

Die nachfolgend angesprochenen Beispiele sind in der Anlage enthalten:

- Die Erzählung „Der Mann mit den Bäumen“ von JEAN GIONO schildert sehr einfühlsam wie ein Hirte über Jahrzehnte hinweg Bäume pflanzt. Er verwandelt eine karge Gebirgslandschaft in fruchtbaren Wald. „Der Mann mit den Bäumen“ zeigt, wie langfristig der Förster und Waldbauer denken muss. Die Ergebnisse seiner Arbeit sehen erst die nachfolgenden Generationen. Diese Erzählung passt insbesondere zu den Aktivitäten [ > ] Arbeitsplatz Wald 2 „Sammeln und Säen“, [ > ] Arbeitsplatz Wald 3 „Neue Bäume braucht das Land“.

# A KURZ-INFO



- Die Rede des HÄUPTLINGS SEATTLE beschäftigt sich mit der Zerstörung der Natur durch den Menschen, schildert aber auch die sehr innige Verbindung der Indianer mit ihrer Umwelt.
- Die Geschichte „Eine alte Tanne erzählt“ passt wie die Rede des Häuptlings Seattle zu Schwerpunktthema [>] Wald in Gefahr.
- Die Erzählung „Belinda“ von KARIN RÜHLING handelt vom Lebensweg eines Lindenbaumes und bietet sich an in Verbindung mit [>] Arbeitsplatz Wald 2 „Sammeln und Säen“, [>] IX. Extras auf CD, Familienführung, „Vom Zwerg zum Riesen“.
- „Die Bienenkönigin“ von den GEBRÜDERN GRIMM beschäftigt sich ganz allgemein mit Natur, Wald und Tieren. Sie passt vor allem zum Schwerpunktthema [>] Lebensraum Wald.

## GEDICHTE, ZITATE UND LIEDER

Ein Gedicht, Zitat oder Lied [>] Anlage kann an passender Stelle Erlebnisse und Eindrücke vertiefen und für den einen oder anderen Teilnehmer der Waldführung bleibende Erinnerung werden.

Ein passender Einstieg für eine Waldführung sind die Ausführungen „Wald ist mehr als die Summe der Bäume“ von HORST STERN [>] Anlage.

Meistens bewirkt ein Gedicht oder Lied, dass die Gruppe etwas ruhiger und aufmerksamer wird.

Insbesondere im Anschluss an sehr besinnliche Aktivitäten können Gedanken, Gefühle oder Stimmungen intensiviert und noch bewusster erlebt werden.

Ein Gedicht oder Lied ist auch ein passender, manchmal vielleicht sogar ein feierlicher Abschluss eines Ausflugs in die Natur.

## MÄRCHEN, ERZÄHLUNGEN

### DER MANN MIT DEN BÄUMEN (JEAN GIONO)

Damit der Charakter eines Menschen wahrhaft außergewöhnliche Qualitäten offenbare, muss man das Glück haben, seine Tätigkeit während vieler Jahre beobachten zu können. Und wenn dieses Tun frei ist von jeglichem Eigennutz und die ihn leitende Idee von beispiellosem Edelmut, wenn ferner sicher feststeht, dass er nirgendwoher Dank erwartet, und wenn er zu dem allem auf der Welt sichtbare Spuren hinterließ, dann hat man unfehlbar einen unvergesslichen Charakter vor sich.

Vor etwa vierzig Jahren machte ich eine lange Fußwanderung auf den von Touristen nicht beachteten Höhen der Alpen, die gegen die Provence sich hinabsenken.

Ich durchstreifte das Hochland, wo es am breitesten war, und nach drei Tagen befand ich mich in einer unvergleichlichen Wüstenei. Ich kampierte neben einem verlassenen Dorf. Ich hatte seit dem Vorabend kein Wasser mehr gehabt, und so musste ich welches finden. Die wie ein Wespennest dicht gedrängten Häuser, obzwar zerfallen, brachten mich auf den Gedanken, dass es hier einstmals eine Quelle oder einen Brunnen gehabt haben müsse. Es hatte auch eine Quelle, aber sie war vertrocknet. Die fünf, sechs Häuser ohne Dächer, von Wind und Wetter zerstört, die kleine Kapelle mit eingestürztem Türmchen waren angeordnet wie in den lebendigen Dörfern; aber alles Leben war daraus entwichen.

Es war ein schöner Junitag, mit viel Sonne, aber in diesen ungeschützten und gegen den Himmel offenen Gegenden blies der Wind mit einer unerträglichen Wucht. Sein Heulen in der Häusergruppe war das eines Wilden, der in seiner Ruhe gestört wird. Ich musste weiter.

Nach fünf Stunden Marsch hatte ich noch immer kein Wasser gefunden, und nichts konnte mir die Hoffnung geben, welches zu finden. Überall die gleiche Trockenheit, die gleichen dürren Gräser. Da sah ich in der Ferne eine kleine schwarze Silhouette. Ich hielt sie für den Stumpf eines einsamen Baumes. Auf gut Glück ging ich auf ihn zu. Es war ein Hirte. Etwa fünfzig Schafe lagerten auf der heißen Erde und ruhten sich neben ihm aus.

Er gab mir zu trinken aus seiner Kürbisflasche, und dann führte er mich zu seiner Hütte in einer Mulde der Hochebene. Er holte Wasser, kostbares, aus einer sehr tiefen Zisterne; darüber hatte er eine primitive Winde eingerichtet.

Dieser Mann sprach wenig. Das ist eben so bei einsamen Menschen; aber man spürte, dass er seiner sicher war und dieser Sicherheit vertraute. Das war ungewöhnlich in dieser Einöde. Er wohnte nicht in einer Schäferhütte, sondern in einem Steinhaus, und man sah genau, wie durch seine Arbeit die Ruine, die er bei seiner Ankunft angetroffen hatte, ausgebessert worden war. Das Dach war solid und wasserdicht. Der Wind, der an den Dachsteinen rüttelte, klang wie das Rauschen des Meeres am Strand. Sein Haushalt war aufgeräumt, das Geschirr gewaschen, der Boden gekehrt, sein Wetzstahl eingeschmiert. Die Suppe kochte auf dem Herd. Ich bemerkte, dass er ebenfalls frisch rasiert

war, dass alle seine Knöpfe gut angenäht waren, seine Kleider geflickt mit der peinlichen Sorgfalt, welche die Flecken unsichtbar macht.

Er teilte seine Suppe mit mir, wie ich ihm nachher meinen Tabaksbeutel anbot; aber er sagte, er rauche nicht. Sein Hund, ebenso schweigsam wie der Meister, war wohlwollend ohne Unterwürfigkeit.

Man war sogleich übereingekommen, dass ich die Nacht über da bleiben sollte; das nächste Dorf war mehr als eine Tagereise von hier entfernt. Und zudem kannte ich die Art dieser seltenen Weiler zur Genüge. Es gibt deren vier oder fünf, der eine weit vom andern entfernt, auf diesen Bergabhängen, im Buschholz der Steineichen, weit ab von den Fahrstraßen. Sie sind bewohnt von den Köhlern, die Holzkohle brennen. Es lebt sich da sehr schlecht. Die Familien, eng zusammengedrängt in einem äußerst rauen Klima, im Sommer wie im Winter, toben ihren Egoismus im engen Kreis aus. Das unvernünftige Verlangen zeigt sich im verhaltenen Wunsch, diesem Ort zu entfliehen.

Die Männer führen ihre Kohle mit den Camions in die Stadt und kommen dann wieder. Die stärksten Tugenden gehen unter diesem stetigen Wechsel von Hoch und Tief in Brüche. Die Frauen brüten Rache.

Um alles streitet man sich, ebenso sehr um den Kohlenverkauf wie um die Bank in der Kirche, um die Tugenden, die sich gegenseitig bekämpfen, um die Laster, die einander widerstreiten, um den Neid der Tugenden und der Laster, unaufhörlich. Und zu all dem greift der ebenfalls unaufhörliche Wind noch die Nerven an. Es gibt ganze Epidemien von Selbstmord und zahlreiche Fälle mörderischen Wahnsinns.

Der Hirte, der nicht rauchte, holte einen kleinen Sack und schüttete einen Haufen Eicheln auf den Tisch. Er machte sich daran, sie genau zu untersuchen, indem er die guten von den schlechten ausschied. Ich rauchte meine Pfeife. Ich bot mich an, ihm zu helfen. Aber er meinte, das sei schon sein Geschäft. Und in der Tat: In Anbetracht der Sorgfalt, die er für diese Arbeit aufwandte, insistierte ich nicht. Damit erschöpfte sich unsere ganze Unterhaltung! Als er einen ziemlich großen Haufen guter Eicheln auf der Seite hatte, zählte er sie ab in Gruppen von zehn. Dabei schied er noch die kleinen aus und die, welche leichte Risse hatten; denn er prüfte sie sehr genau. Als er endlich hundert vollkommene Eicheln vor sich hatte, hörte er auf, und wir gingen schlafen.

Dieser Mensch verbreitete Frieden um sich. Am andern Morgen fragte ich ihn, ob ich noch den ganzen Tag bei ihm ausruhen dürfe. Er fand das ganz natürlich, oder vielmehr, er erweckte den Eindruck, dass nichts ihn zu stören vermöge. Ich hatte diesen Ruhetag nicht unbedingt nötig, aber ich war neugierig und wollte noch mehr erfahren. Er trieb seine Herde aus dem Stall und führte sie auf die Weide. Vor dem Weggehen trankte er den Sack mit den sorgfältig ausgewählten und gezählten Eicheln in einem Eimer Wasser.

Ich beobachtete, dass er an Stelle eines Steckens eine Eisenstange mitnahm, so dick wie der Daumen und ungefähr anderthalb Meter lang. Gemütlich wandernd schlug ich einen Weg ein, parallel dem seinen. Die Weide für seine Tiere befand sich in einer Mulde. Er überließ seine kleine Herde der Obhut des Hundes und ging den Hügel hinan, wo ich mich befand. Ich fürchtete, er käme, um mir Vorwürfe zu machen wegen meiner Neugierde, aber keine Spur davon: das war sein Weg, und er lud mich ein, ihn zu begleiten, wenn ich nichts Besonderes vorhätte. Er stieg noch zweihundert Meter höher hinauf.

Als er angekommen war da, wo er hin wollte, begann er, seinen Eisenstab in die Erde zu stoßen. So machte er ein Loch und legte eine Eichel hinein, dann machte er es wieder zu. Er pflanzte Eichen. Ich fragte ihn, ob das Land ihm gehöre. Nein, antwortete er. Ob er wisse, wem es denn gehöre. Er wusste es nicht. Er vermute, dass es Gemeinland sei, oder dann gehöre es Leuten, die sich nicht darum kümmern. Ihn focht es nicht an, dass er die Besitzer nicht kannte. Er setzte so hundert Eicheln mit größter Sorgfalt.

Nach dem Mittagmahl nahm er seine Arbeit wieder auf. Ich muss sehr hartnäckig gewesen sein bei meinem Ausfragen, dass er darauf antwortete. Seit drei Jahren pflanzte er Bäume in dieser Einsamkeit. Er hatte bereits 100 000 gepflanzt. Von den 100 000 hatten 20 000 getrieben. Von diesen 20 000, so rechne er, werde er noch die Hälfte verlieren durch die Nagetiere oder durch Umstände, die nicht vorauszusehen sind in den Plänen der Vorsehung. Es blieben also 10 000, die hervorsprossen, da, wo es vorher nichts gegeben hatte.

Und nun fragte ich mich, welches Alter dieser Mann wohl habe, offenbar war er über 50. 55 sagte er mir. Er hieß Elzéard Bouffier. Er hatte einen Bauernhof besessen, in der Ebene unten. Dort hatte er sein Leben erfüllt. Er verlor seinen einzigen Sohn, danach auch seine Frau. Dann zog er sich in die Einsamkeit zurück, wo er Gefallen daran fand, beschaulich zu leben mit seinen Schafen und seinem Hund. Er hatte sich überlegt, dass diese Gegend absterben werde aus Mangel an Bäumen. Und er fügte bei, da er doch nichts Wichtiges zu tun hätte, habe er beschlossen, hier Abhilfe zu schaffen.

Da ich selbst, trotz meiner Jugend, damals ein einsames Leben führte, verstand ich es, behutsam mit einsamen Menschen umzugehen. Aber trotzdem beging ich einen Fehler. Eben wegen meiner Jugendlichkeit musste ich an meine Zukunft denken und an das Erhaschen des Glücks. Ich sagte zu ihm, dass in dreißig Jahren diese 10 000 Eichen großartig stehen würden. Er entgegnete sehr schlicht, wenn Gott ihm das Leben gebe, dann werde er so viele gepflanzt haben, dass diese 10 000 wie ein Tropfen im Meer sein werden.

Er studierte übrigens bereits die Aufzucht der Buchen, und er hatte neben seinem Haus mit Bucheckern eine Pflanzschule angelegt. Die Setzlinge, die er mit einem Gitter vor den Schafen geschützt hatte, kamen prächtig. Er denke ebenfalls daran, so sagte er mir, weiter unten Birken zu pflanzen, da es dort einige Meter unter der Oberfläche Feuchtigkeit gebe.

Am folgenden Tag trennten wir uns.

Das Jahr darauf kam der Krieg von 1914, in den ich während fünf Jahren einbezogen war. Ein Infanteriesoldat konnte nicht an Bäume denken! Um die Wahrheit zu sagen: die Sache hatte sich nicht tief eingegraben, ich hatte sie mehr nur als einen Zeitvertreib betrachtet, etwa wie eine Markensammlung, und vergessen.

Aus dem Krieg entlassen, befand ich mich im Besitz einer minimalen Demobilisationsprämie.

Ich hatte ein großes Bedürfnis nach frischer Luft. Deswegen, und aus keinem andern Grund, machte ich mich auf in jene Einöden. Das Land hatte sich nicht verändert. Immerhin, oberhalb des zerfallenen Dorfes entdeckte ich in der Ferne so etwas wie einen grauen Nebel, der die Höhen wie ein Teppich bedeckte. Seit dem Vorabend dachte ich wieder an den Hirten, der Bäume pflanzte. 10 000 Eichen, sagte ich mir, nehmen wirklich einen schönen Raum ein.

Ich hatte während dieser fünf Jahre zu viele Menschen sterben gesehen, als dass ich mir nicht leicht hätte vorstellen können, dass Elzéard Bouffier möglicherweise gestorben sei – umso mehr, als man mit zwanzig Jahren fünfzigjährige Männer als Greise betrachtet, die nichts anderes mehr zu tun haben, als zu sterben. Er war nicht gestorben. Er hatte nur noch vier Schafe, aber dafür hundert Bienenstöcke. Er hatte die Schafe abgegeben, weil sie die Baumplantagen gefährdeten. Um den Krieg hatte er sich ganz und gar nicht gekümmert! Er hatte unbeirrbar weiter gepflanzt!

Die Eichen von 1910 waren also zehn Jahre alt und höher als ich und als er. Dies Schauspiel war beeindruckend. Ich war buchstäblich sprachlos, und weil er auch nicht redete, verbrachten wir den ganzen Tag damit, dass wir schweigend im Wald herumgingen. Er maß in drei Abteilungen elf Kilometer in der Länge und drei Kilometer in der größten Breite. Wenn man sich vergegenwärtigte, dass dies alles von den Händen und dem Herzen dieses Mannes herührte, ohne jede technischen Hilfsmittel, dann ging einem auf, dass die Menschen auch in andern Gebieten so schöpferisch sein könnten wie Gott, nicht nur im Zerstören.

Er hatte seine Idee weiterverfolgt, und Buchen, die mir bis zu den Schultern reichten, so weit man sehen konnte, bewiesen es. Die Eichen standen dicht und waren über das Alter hinaus, wo die Nagetiere ihnen etwas antun konnten. Wenn die Vorsehung dieses Werk zerstören wollte, wäre sie fortan auf Zyklone angewiesen. Er zeigte mir wunderbare Birkenhaine, die fünf Jahre alt waren, von 1915 stammten, wo ich vor Verdun kämpfte. Überall, wo er richtig Feuchtigkeit unter der Oberfläche vermutete, hatte er Birken gepflanzt; sie standen zart und schlank wie junge Mädchen.

Dieses schöpferische Werk schien sich kettenartig zu bewegen. Er kümmerte sich nicht darum. Er verfolgte hartnäckig seine Aufgabe. Aber als ich in die Dörfer hinunterkam, sah ich Wasser die Bachbette durchfließen, die seit Menschengedenken immer trocken gewesen waren. Das war die großartigste Kettenreaktion, die ich je gesehen habe. In sehr früher Zeit hatten diese trockenen Bachbette Wasser gehabt. Einige dieser traurigen Dörfer, von denen ich zu Beginn dieses Vortrags gesprochen habe, waren da gebaut worden, wo früher gallo-römische Siedlungen gewesen waren. Die Archäologen hatten den Grund durchforscht und Angelhaken gefunden an Orten, wo man im 20. Jahrhundert Zuflucht zu Zisternen suchen musste, wenn man ein wenig Wasser haben wollte.

Auch der Wind verstreute gewisse Samen. Gleichzeitig mit dem Wasser erstanden auch wieder Weiden, Wiesen, Gärten, Blumen und ein gewisser Sinn des Lebens.

Aber die Veränderung ging so langsam vor sich, dass man sich an sie gewöhnte, ohne erstaunt zu sein. Die Jäger, die in diesen einsamen Gegenden nach Hasen oder Wildschweinen jagten, hatten wohl das Sprießen junger Bäume beachtet, aber sie hatten das irgendeiner Laune der Natur zugeschrieben. So störte niemand das Werk dieses Menschen. Wenn es entdeckt worden wäre, hätte man es vielleicht verhindert. Es blieb unbeachtet. Wer in den Dörfern unten und in den Büros hätte sich eine solche Beharrlichkeit in der schönsten Selbstlosigkeit vorstellen können? Von 1920 an habe ich mindestens einmal jedes Jahr Elzéard Bouffier besucht. Ich habe ihn nie gebeugt oder zweifelnd gesehen. Und dennoch, wer weiß, ob nicht Gott selbst ihn dazu gedrängt hat! Ich habe seinen Verdruss nicht nachgerechnet. Man kann sich leicht vorstellen, dass es für ein solches Gelingen viel Widerwärtigkeit zu überwinden galt; dass man gegen Verzweiflung hat kämpfen müssen, um des guten Endes einer solchen Leidenschaft sicher zu sein. Im nächsten Jahr gab er die Ahorne auf, um auf die Buchen zurückzukommen, die noch besser gediehen als die Eichen.

Um ungefähr die richtige Vorstellung davon zu haben, wie außergewöhnlich die Charakterfestigkeit dieses Mannes war, darf man nicht vergessen, dass sich alles in absoluter Einsamkeit abspielte. So absolut, dass er gegen das Ende seines Lebens die Gewohnheit zu sprechen verloren hat. Oder konnte er wohl dessen Notwendigkeit nicht mehr einsehen?

Im Jahre 1933 bekam er den Besuch eines Forstwartes. Dieser Beamte gab ihm die Weisung, doch ja draußen kein Feuer zu machen, um das Gedeihen dieses natürlichen Waldes nicht zu gefährden. Das sei nämlich das erste Mal, sagte ihm dieser naive Bursche, dass man einen Wald ganz von selbst hervorsprießen sehe. Damals pflanzte er Buchen 12 Kilometer von seinem Haus entfernt. Um sich das Hin und Her zu ersparen – er war damals 75 Jahre alt –, fasste er den Plan, eine Steinhütte zu bauen am Ort der Pflanzungen, was er im folgenden Jahr auch ausgeführt hat.

Im Jahre 1935 kam wahrhaftig eine ganze Delegation, um den „natürlichen Wald“ zu besichtigen. Ein hoher Beamter des Wasser- und Forstwesens war dabei, ein Abgeordneter, Techniker. Man redete viele unnütze Worte. Man beschloss, etwas zu unternehmen, aber glücklicherweise unternahm man nichts, es sei denn das einzig Vernünftige: man stellte den Wald unter Staatsschutz und verbot, dass man hier Kohle brenne. Denn es war unmöglich, nicht überwältigt zu sein von der Schönheit dieser jungen Bäume in voller Kraft. Und es machte sogar dem Abgeordneten Eindruck!

Ich hatte einen Freund unter den Forstvorstehern der Delegation. Ich eröffnete ihm das Geheimnis. An einem Tage der nächsten Woche suchten wir zusammen Elzéard Bouffier auf. Wir trafen ihn mitten in seiner Arbeit, 20 Kilometer vom Ort der Inspektion entfernt. Dieser Forsthauptmann war nicht umsonst mein Freund. Er hatte ein Werturteil über die Dinge. Er war auch verschwiegen. Ich bot die paar Eier an, die ich als Gastgeschenk mitgebracht hatte. Wir teilten das Frühstück unter uns dreien, und die Stunden vergingen in der stummen Betrachtung der Landschaft.

Die Seite, von der wir kamen, war bestanden mit Bäumen von sechs bis sieben Metern Höhe. Ich erinnerte mich des Anblicks dieser Gegend im Jahr 1913: die Wüste. Die friedliche und regelmäßige Arbeit, die frische Höhenluft, die Genügsamkeit und vor allem die Heiterkeit des Herzens hatten diesem Greis eine schier feierliche Gesundheit verliehen. Er war ein Streiter Gottes. Ich fragte mich, wie viele Hektare er wohl noch mit Bäumen bepflanzen werde.

Vor dem Aufbruch machte mein Freund einen kleinen Vorschlag über gewisse Pflanzen, denen das Terrain hier zusage. Er maß dem keine Bedeutung bei. „Wahrhaftig, dieser gute Mann versteht von der Sache mehr als ich.“ Am Ende einer Stunde Marsch – der Gedanke hatte sich in ihm weiterentwickelt – fügte er bei: „Er weiß mehr als alle. Er hat den berühmten Weg zum Glück gefunden!“

Dank diesem Forsthauptmann wurde nicht nur der Wald unter Schutz gestellt, sondern auch das Glück dieses Mannes. Er ernannte drei Forstaufseher, und er beschwor sie, sich von den Kohlenbrennern ja nicht bestechen zu lassen.

Eine Gefahr drohte diesem Werk einzig im Kriege von 1939. Die Automobile wurden mit Holzgas betrieben; es gab nie genug Holz. Man begann Eichen von 1910 zu fällen; aber diese Bestände sind so weit weg vom Straßennetz, dass diese Unternehmung vom finanziellen Gesichtspunkt aus sich als sehr unrentabel herausstellte. Man gab wieder auf.

# B ANLAGE DER MANN MIT DEN BÄUMEN

Der Hirte hatte nichts bemerkt; er befand sich 30 Kilometer davon entfernt und führte friedlich seine Aufgabe weiter, indem er den Krieg von 1939 ignorierte, wie er den von 1914 ignoriert hatte.

Ich habe Elzéard Bouffier zum letzten Mal im Juni 1945 gesehen. Er war damals 87 Jahre alt. Ich hatte den Weg durch die „Wüste“ gewählt. Aber jetzt gibt es, trotz der Zerrüttung, in die der Krieg das Land gestürzt hatte, eine Autobusverbindung vom Tal der Durance ins Gebirge. Dieser schnellen Beförderung schrieb ich es zu, dass ich die Gegend meiner früheren Wanderungen nicht wieder erkannte. Es schien mir auch, als ginge die Fahrstraße durch neue Ortschaften. Ich brauchte den Namen eines Dorfes, um sicher zu sein, dass ich mich wirklich in dieser ehemals so verlassenem Gegend befand. Ich stieg in Vergons aus. Im Jahre 1913 hatte dieser Weiler von zehn bis zwölf Häusern noch drei Einwohner. Es waren Halbwilde, die sich bekämpften, von der Jagd mit Schlingen lebten, in der physischen und moralischen Verfassung etwa wie Menschen der Prähistorie. Brennnesseln umwucherten die verlassenem Häuser. Die Lebensbedingungen waren hoffnungslos. Es handelte sich für sie nur noch darum, auf den Tod zu warten: eine Situation, die keineswegs die Tugenden begünstigt!

Alles hatte sich verändert, sogar die Luft. Statt der trockenen und heftigen Winde, die mich einstmals empfangen, wehte ein leichtes Lüftchen voller Wohlgerüche. Ein Murmeln, ähnlich dem des Wassers, kam von den Höhen: Es war der Wind in den Wäldern. Und endlich, das Erstaunlichste, ich hörte richtiges Rauschen des Wassers in einem Becken. Ich sah, man hatte einen Brunnen geschaffen. Wasser gab es genug, und, was mich am meisten rührte, man hatte daneben eine Linde gepflanzt, vor etwa vier Jahren, jetzt schon kräftig, ein nicht anzuzweifelndes Symbol der Auferstehung.

Außerdem trug Vergons Spuren eines Wirkens, das nur mit Hoffnung unternommen werden kann. Die Hoffnung war also zurückgekehrt. Man hatte die Ruinen weggeräumt, verfallene Mauerreste abgebrochen und fünf Häuser aufgebaut. Der Weiler zählte nun 28 Bewohner, darunter vier junge Haushaltungen. Die neuen Häuser, frisch verputzt, waren von Gemüsegärten umgeben, in denen gemischt, aber schön gereiht, Gemüse und Blumen wuchsen, Kohl und Rosen, Lauch und Löwenmäulchen, Sellerie und Anemonen. Es war nun ein Ort, an dem zu leben einen die Lust ankam.

Von da ging ich zu Fuß weiter. Der eben zu Ende gegangene Krieg hatte noch nicht wieder das volle Aufblühen des Lebens erlaubt. Aber Lazarus war dem Grab entstiegen. An den unteren Bergabhängen sah ich kleine grüne Gersten- und Roggenfelder und hinten in den engen Tälern grünende Wiesen.

Es brauchte nur die paar Jahre, die uns von jener Zeit trennten, damit das ganze Land strahlte von Gesundheit und Wohlhabenheit. Da, wo ich 1913 Ruinen gesehen hatte, erhoben sich jetzt saubere Bauernhäuser, schön verputzt, die von einem glücklichen und angenehmen Leben zeugten. Die alten Quellen, gespeist von den Regen- und Schneefällen, welche die Wälder anziehen, sprudeln wieder. Man hat Wasserkanäle angelegt. Neben jedem Haus ein Ahornwäldchen, und die Brunnen laufen über in die Teppiche grünen Münzkrautes. Die Dörfer sind nach und nach wieder aufgebaut worden. Eine Bevölkerung ist aus der Ebene, wo das Land geworden ist, heraufgekommen, hat sich hier niedergelassen und hat Jugend, Leben und Unternehmungsgeist mitgebracht. Man begegnet in den Gassen wohl genährten Männern und Frauen, Knaben und Mädchen, die zu lachen verstehen und die wieder Freude bekommen haben an ländlichen Festen. Wenn man die alte Bevölkerung dazurechnet – sie ist nicht wieder zu erkennen, seit sie mit Lust lebt –, so verdanken mehr als 10 000 Menschen ihr Glück Elzéard Bouffier.



# B ANLAGE DER MANN MIT DEN BÄUMEN

Wenn ich bedenke, dass ein einziger Mann mit seinen beschränkten physischen und moralischen Kräften genügt hat, um aus der Wüste dieses „Gelobte Land“ erstehen zu lassen, dann finde ich, dass trotz allem das Leben des Menschen wunderbar ist. Wenn ich aber ausrechne, wie viel Beständigkeit, Seelengröße, Eifer und Selbstlosigkeit es gebraucht hat, um dieses Ergebnis zu erreichen, dann erfüllt mich eine unbegrenzte Hochachtung vor diesem alten Bauern ohne Bildung, der aber dieses Werk zu schaffen wusste, das Gottes würdig ist. Elzéard Bouffier ist im Jahre 1947 im Asyl von Banon in Frieden entschlafen.

Jean Giono

(aus: GIONO, J.; Der Mann mit den Bäumen, 10. Auflage 1992 © Theologischer Verlag, Zürich)

**REDE DES HÄUPTLINGS SEATTLE VOM STAMME DER DUWAMISCH-INDIANER IM GEBIET WASHINGTON STATE, 1855**

Als die Indianer noch ein Volk von Träumern waren und glaubten, ihr Land und ihre Bestimmungen seien unteilbar ...

Der große Häuptling in Washington sendet Nachricht, dass er unser Land zu kaufen wünscht. Der Häuptling sendet uns auch Worte der Freundschaft und des guten Willens. Das ist freundlich von ihm, denn wir wissen, er bedarf unserer Freundschaft nicht. Aber wir werden sein Angebot bedenken, denn wir wissen – wenn wir nicht verkaufen – kommt vielleicht der weiße Mann mit Gewehren und nimmt sich unser Land.

Wie kann man den Himmel kaufen oder verkaufen – oder die Wärme der Erde? Diese Vorstellung ist uns fremd. Wenn wir die Frische der Luft und das Glitzern des Wassers nicht besitzen – wie könnt ihr sie von uns kaufen? Wir werden unsere Entscheidung treffen. Was Häuptling Seattle sagt, darauf kann sich der große Häuptling in Washington verlassen, so sicher, wie sich unser weißer Bruder auf die Wiederkehr der Jahreszeiten verlassen kann. Meine Worte sind wie die Sterne, sie gehen nicht unter.

Jeder Teil dieser Erde ist meinem Volk heilig, jede glitzernde Tannennadel, jeder sandige Strand, jeder Nebel in den dunklen Wäldern, jede Lichtung, jedes summende Insekt ist heilig, in den Gedanken und Erfahrungen meines Volkes. Der Saft, der in den Bäumen steigt, trägt die Erinnerungen des roten Mannes.

Die Toten der Weißen vergessen das Land ihrer Geburt, wenn sie fortgehen, um unter den Sternen zu wandeln. Unsere Toten vergessen diese wunderbare Erde nie, denn sie ist des roten Mannes Mutter. Wir sind ein Teil der Erde und sie ist ein Teil von uns.

Die duftenden Blumen sind unsere Schwestern, die Rehe, das Pferd, der große Adler – sind unsere Brüder. Die felsigen Höhen – die saftigen Wiesen, die Körperwärme des Ponys – und des Menschen – sie alle gehören zur gleichen Familie.

Wenn also der große Häuptling in Washington uns Nachricht sendet, dass er unser Land zu kaufen gedenkt, so verlangt er viel von uns. Der große Häuptling teilt uns mit, dass er uns einen Platz gibt, wo wir angenehm und für uns leben können. Er wird unser Vater sein, und wir seine Kinder.

Aber kann das jemals sein? Gott liebt euer Volk und hat seine roten Kinder verlassen. Er schickt Maschinen, um dem weißen Mann bei seiner Arbeit zu helfen und baut große Dörfer für ihn. Er macht euer Volk stärker, Tag für Tag. Bald werdet ihr das Land überfluten, wie Flüsse Schluchten hinabstürzen nach einem unerwarteten Regen. Mein Volk ist wie eine ebbende Gezeit – aber ohne Wiederkehr.

Nein, wir sind verschiedene Rassen. Unsere Kinder spielen nicht zusammen und unsere Alten erzählen andere Geschichten. Gott ist euch gut gesonnen und wir sind Waisen. Wir werden euer Angebot, unser Land zu kaufen, bedenken. Das wird nicht leicht sein, denn dieses Land ist uns heilig.

Wir erfreuen uns an diesen Wäldern. Ich weiß nicht, unsere Art ist anders als die eure.

Glänzendes Wasser, das sich in Bächen und Flüssen bewegt, ist nicht nur Wasser, sondern das Blut unserer Vorfahren. Wenn wir euch Land verkaufen, müsst ihr wissen, dass es heilig ist und eure Kinder lehren, dass es heilig ist, und dass jede flüchtige Spiegelung im klaren Wasser der Seen von Ereignissen und Überlieferungen aus dem Leben meines Volkes erzählt.

Das Murmeln des Wassers ist die Stimme meiner Vorfäter. Die Flüsse sind unsere Brüder – sie stillen unseren Durst. Die Flüsse tragen unsere Kanus und nähren unsere Kinder. Wenn wir unser Land verkaufen, so müsst ihr euch daran erinnern und eure Kinder lehren: Die Flüsse sind unsere Brüder – und eure – und ihr müsst von nun an den Flüssen eure Güte geben, so wie jedem anderen Bruder auch.

Der rote Mann zog sich immer zurück vor dem eindringenden weißen Mann – so wie der Frühnebel in den Bergen vor der Morgensonne weicht. Aber die Asche unserer Väter ist heilig, ihre Gräber sind geweihter Boden, und so sind diese Hügel, diese Bäume, dieser Teil der Erde uns geweiht. Wir wissen, dass der weiße Mann unsere Art nicht versteht. Ein Teil des Landes ist ihm gleich jedem anderen, denn er ist ein Fremder, der kommt in der Nacht und nimmt von der Erde, was immer er braucht. Die Erde ist sein Bruder nicht, sondern Feind, und wenn er sie erobert hat, schreitet er weiter. Er lässt die Gräber seiner Väter zurück und kümmert sich nicht. Seiner Väter Gräber und seiner Kinder Geburtsrecht sind vergessen. Er behandelt seine Mutter, die Erde und seinen Bruder, den Himmel, wie Dinge zum Kaufen und Plündern, zum Verkaufen wie Schafe oder glänzende Perlen. Sein Hunger wird die Erde verschlingen und nichts zurücklassen als eine Wüste. Ich weiß nicht, unsere Art ist anders als die eure.

Der Anblick eurer Städte schmerzt die Augen des roten Mannes. Vielleicht, weil der rote Mann ein Wilder ist und nicht versteht. Es gibt keine Stille in den Städten der Weißen. Keinen Ort, um das Entfalten der Blätter im Frühling zu hören, oder das Summen der Insekten. Aber vielleicht nur deshalb, weil ich ein Wilder bin, und nicht verstehe.

Das Geklappere scheint unsere Ohren nur zu beleidigen. Was gibt es schon im Leben, wenn man nicht den einsamen Schrei des Ziegenmelkervogels hören kann, oder das Gestreite der Frösche am Teich bei Nacht. Ich bin ein roter Mann und verstehe das nicht.

Der Indianer mag das sanfte Geräusch des Windes, der über eine Teichfläche streicht und den Geruch des Windes – gereinigt vom Mittagsregen, oder schwer vom Duft der Kiefern. Die Luft ist kostbar für den roten Mann, denn alle Dinge teilen denselben Atem – das Tier, der Baum, der Mensch, sie alle teilen denselben Atem. Der weiße Mann scheint die Luft, die er atmet, nicht zu bemerken; wie ein Mann, der seit vielen Tagen stirbt, ist er abgestumpft gegen den Gestank.

Aber wenn wir euch unser Land verkaufen, dürft ihr nicht vergessen, dass die Luft uns kostbar ist, dass die Luft ihren Geist teilt mit all dem Leben, das sie erhält. Der Wind gab unseren Eltern den ersten Atem und empfängt auch ihren letzten. Und der Wind muss auch unseren Kindern den Lebensgeist geben.

Und wenn wir euch unser Land verkaufen, so müsst ihr es als Besonderes und Geweihtes schätzen, als einen Ort, wo auch der Weiße spürt, dass der Wind süß duftet von den Wiesenblumen. Das Ansinnen, unser Land zu kaufen, werden wir bedenken, und wenn wir uns entschließen anzunehmen, so nur unter einer Bedingung:

Der weiße Mann muss die Tiere des Landes behandeln wie seine Brüder. Ich bin ein Wilder und verstehe es nicht anders. Ich habe tausend verrottende Büffel gesehen, vom weißen Mann zurückgelassen – erschossen aus einem vorüberfahrenden Zug. Ich bin ein Wilder und kann nicht verstehen, wie das qualmende Eisenpferd wichtiger sein soll als der Büffel, den wir nur töten, um am Leben zu bleiben. Was ist der Mensch ohne die Tiere? Wären alle Tiere fort, so stürbe der Mensch an großer Einsamkeit des Geistes. Was immer den Tieren geschieht, geschieht bald auch den Menschen. Alle Dinge sind miteinander verbunden. Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne der Erde.

Ihr müsst eure Kinder lehren, dass der Boden unter ihren Füßen die Asche unserer Großväter ist. Damit sie das Land achten, erzählt ihnen, dass die Erde erfüllt ist von den Seelen unserer Vorfahren. Lehrt eure Kinder, was wir unsere Kinder lehrten: Die Erde ist unsere Mutter. Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne der Erde.

Die Erde gehört nicht den Menschen, der Mensch gehört der Erde. Alles ist miteinander verbunden, wie das Blut, das eine Familie vereint. Alles ist verbunden. Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne der Erde.

Der Mensch schuf nicht das Gewebe des Lebens, er ist darin nur eine Faser. Was immer ihr dem Gewebe antut, das tut ihr euch selber an.

Nein, Tag und Nacht können nicht zusammenleben. Unsere Toten leben fort in den süßen Flüssen der Erde, kehren wieder mit des Frühlings leisem Schritt, und es ist ihre Seele im Wind, der die Oberfläche der Teiche kräuselt.

Chief Seattle

**EINE ALTE TANNE ERZÄHLT**

250 Jahre ist ein hohes Alter – aber für eine Tanne nichts ungewöhnliches. Knorri, unsere Tanne, erzählt den jüngeren Nachbarbäumchen von ihrer Jugendzeit – 1750 hat sie sich in die Erde gebohrt und ist inmitten vieler großer Bäume aufgewachsen. In der Nähe kamen öfters Pferdegespanne vorbei, Menschen lernte sie erst kennen als sie schon 30 Jahre alt war. Ihre Eltern hatten ihr erzählt, dass ein großer Krieg vor 100 Jahren vielen Menschen den Tod gebracht hatte, auch das Dorf hinter dem Hügel war geplündert und abgebrannt worden. Seither kamen nur noch wenig Menschen in den Wald. Die Tanne wuchs gesund und gerade auf und mit

70 Jahren war sie schon ein schöner Baum. Auf der Landstraße waren jetzt Flüchtlingstrecks mit Planwagen unterwegs, in Europa war wieder ein großer Krieg und einmal lagerten Soldaten in ihrer Nähe – der Wind (er kannte sich in der Welt aus) erzählte ihr, dass diese merkwürdig sprechenden Menschen Franzosen im Gefolge Napoleons waren. Sie fällten einige kleine Bäume für ihr Lager und sammelten Brennholz im Wald. Danach zogen sie weiter.

Die Tanne war nun mit 150 Jahren erwachsen und hatte fast das Dach des Waldes erreicht, als sie in der Ferne, neben der Landstraße, viele Menschen arbeiten sah. Sie beobachtete diese Menschen einige Jahre, und dann sah sie entlang der Strecke ein merkwürdiges Gerät, die Menschen nannten es Zug, fahren. Es piffte und stank, aber die Tanne fand es ganz lustig und es störte sie nicht weiter. Einige Jahre später bauten die Menschen an der alten Landstraße und dann fuhren Autos ohne Pferde mit Gestank und Geknatter entlang.

Die Tanne überlegte, wo die Menschen wohl alle herkämen – hier half ihr wieder der Wind und sagte, dass die Menschen in der Nähe der Stelle, wo früher das Dorf hinter dem Hügel war, ein neues, viel größeres Dorf gebaut hätten.

Eines Tages, ein paar Jahre später ist unsere Tanne sehr erschrocken – ein knatterndes Ungetüm flog über den Wald – sie erfuhr, dass die Menschen es Flugzeug nannten.

Ab und zu, wenn der Wind ungünstig blies, kam jetzt Dreck und Gestank vom Hügel herab. Die Menschen hatten Fabriken mit großen Abgasrohren gebaut und leiteten ihren Qualm in den Wald ab. Der Tanne gefiel dies gar nicht, ihre Nadeln verloren an Glanz und mit ihrer Schönheit ging es bergab.

Eines Tages waren viele Menschen auf der Straße unterwegs, – sie erfuhr, dass dies Soldaten waren – die Menschen hatten wieder Krieg. Die Tanne störte dies nicht weiter – sie war nur sehr verwundert.

Als die Tanne ihren hundertachtzigsten Geburtstag feierte, war wieder Friede eingekehrt; die nächsten Jahre verbrachten die Menschen damit, die Straße und Eisenbahn auszubauen, und wenn sich unsere Tanne sehr streckte, konnte sie die Dächer der Häuser hinter dem Hügel sehen – die Stadt wurde immer größer. Auch der Qualm aus den Schornsteinen kam jetzt viel häufiger über den Wald.

Die Tanne war jetzt ganz oben im Wald angelangt, ein schöner, großer, stattlicher Baum. Immer häufiger kamen die Menschen in den Wald und sammelten Pilze und Beeren, Brennholz, gingen spazieren und nahmen auch immer wieder Bäume mit. Einmal setzte sich ein kleines Mädchen unter die Tanne und schlief ein. Die Tanne wiegte ganz leise hin und her. Dann kam die Mutter, freute sich, dass die Tanne auf ihre Tochter aufgepasst hatte und nahm das

Mädchen mit nach Hause. Nahe der Tanne bauten sie einen neuen Weg durch den Wald, hier konnte sich die Tanne nun die Autos genauer ansehen.

Plötzlich änderte sich alles – die Menschen hatten wieder Krieg. Diesmal lag der Wald aber nicht abseits – die Menschen warfen Bomben aus den Flugzeugen auf die Stadt – ab und zu traf eine Bombe auch den Wald. Die Bäume hatten große Angst, konnten sie sich doch vor diesem Feind nicht schützen.

Endlich war der Krieg vorbei, und die Tanne freute sich auf einen ruhigen Lebensabend. Sie war immerhin schon 210 Jahre alt. Sie beobachtete, wie die Menschen die Straßen neu bauten und bemerkte, dass die Häuser der Stadt nun schon gut zu sehen waren. Sie kamen den Hügel sogar herunter. Die Bäume, die im Weg waren, wurden gefällt. Der Qualm wurde auch wieder dichter und manchmal war er so dicht, dass die Tanne die Straße nicht mehr sah. Ganz in ihrer Nähe hatten die Menschen die Straße verbreitert und einen Parkplatz gebaut. Hier fuhren sie nun aus ihrer dreckigen Stadt heraus und erholten sich bei einem Spaziergang um die Tanne.

Diese dachte daran, wie sauber und ruhig es früher war und wunderte sich. Die Häuser am Hügel kamen immer näher und irgendwie hatte die Tanne das Gefühl, dass ihre Wurzeln immer trockener wurden. Der Wind erklärte ihr, dass dies wahrscheinlich mit der Stadt und dem Wasser, das die Menschen dort brauchen, zusammenhängt. Außerdem hätten sie den Bach, der früher über die Stelle führte wo heute die Stadt ist, zugeschüttet.

Die Tanne fühlte sich nicht wohl – trockene Füße, verklebte Nadeln, stinkige Luft – wie gerne wäre sie noch lange hier gestanden, wie ihre Eltern. Sie hatte Angst (der Wind sagte ihr, die Menschen nennen das Stress) und wurde krank.

Aber sie wollte es den Menschen zeigen und ihren zweihundertsechzigsten Geburtstag auch noch feiern – vielleicht!!!!

Verfasser unbekannt

## BELINDA

Dies ist die fast ganz wahre Geschichte eines Lindenbaumes. Erzählt hat sie der Baum selbst und aufgeschrieben wurde sie von einem Menschen, der gelernt hat, den Bäumen zuzuhören.

Und dies hat der Baum erzählt:

Ich bin ein Lindenbaum, sechs Jahre alt und heiße Belinda.

An die Zeit, als ich noch ein Baby war, kann ich mich kaum mehr erinnern. Ich weiß aber noch, dass ich mich rundum wohl gefühlt habe. Meine Mama war eine mächtige Linde mit breiter, Schatten spendender Krone. Am Morgen weckte mich das Gezwitscher der Vögel und am Abend sangen sie mir ein Wiegenlied. Ich lag in meiner schützenden Samenhülle und der Wind schaukelte mich an dem langen Stiel, der mich mit meiner Mama verband, sanft hin und her. Die meiste Zeit habe ich nur vor mich hingeträumt und war einfach glücklich mit meinem Dasein.

Eines Tages aber, ich weiß selbst nicht wie, ging der Stiel vom Ast ab und ich segelte durch die Luft. Am Ende dieser Segelpartie bin ich mit einem Stoß auf der Erde gelandet. Wehgetan habe ich mir dabei nicht, aber ich wurde bei der Landung ordentlich durchgeschüttelt. Als ob das nicht schon gereicht hätte, wurde ich kurz darauf mit meinen Schwestern – es müssen mindestens 2000 gewesen sein – in einen dunklen Sack gesperrt. Es war eng darin und ich bekam kaum Luft. Ich war heilfroh, als ich dann herausgenommen und woanders hingelegt wurde. Aber ich hatte mich zu früh gefreut:

Der neue Platz war ebenso dunkel, und zudem noch feucht. Ich spürte, wie meine Schutzhülle zusehends aufweichte und irgendwie matschig wurde. Ob es mir passte oder nicht, aber es gibt nun 'mal ein Gesetz im Leben von Lindenbäumen: Wenn der Schutz der Schale abnimmt, müssen sie beginnen zu wachsen und auf eigenen Füßen zu stehen. Das tat ich dann auch. Ich streckte vorsichtig meinen Wurzelfuß aus der Samenhülle und der traf auf warme, feuchte Erde. Als ich ganz vorsichtig saugte, schmeckte das richtig lecker. Das war doch schon ein erfolgreicher Neubeginn. Nach einiger Zeit wagte ich auch, mich nach oben zu dehnen und mit meinem Kopf die oberste Bodenschicht zu durchbrechen. Die Sonne schien, die Vögel sangen und ich breitete meine ersten Blättchen aus. So begann mein Erwachsenwerden.

Ich fang dann auch sogleich an, mir in meinen Blättern die leckersten Dinge zu kochen und zwar aus dem Wasser und den Nährstoffen, die ich aus dem Boden saugte und aus einem Gas, das in der Luft enthalten ist und Kohlendioxid heißt. Die Energie, die ich zum Kochen brauchte, erhielt ich kostenlos durch die Sonnenstrahlen. Da habe ich im Vergleich zu den Menschen und den Tieren einen ganz entscheidenden Vorteil. Ich muss nämlich nicht nach meiner Nahrung suchen, sondern kann äußerst bequem ein Leben lang an Ort und Stelle bleiben. Was ich zu meiner Ernährung brauche, gibt mir die Erde und der Himmel: Vom Boden bekomme ich die Nährstoffe, der Regen schenkt mir das Wasser, der Wind bringt mir das Kohlendioxid und von der Sonne erhalte ich Wärme und Licht.

Aber das war damals noch nicht alles: Ich stand nämlich mit Hunderten von meinen Schwestern in Reih und Glied in einer Baumschule. Eine Baumschule ist natürlich kein Ort, an dem Bäume lesen und schreiben lernen, sondern vielmehr so eine Art „Baum-Kindergarten“. Hier wurde prächtig für uns gesorgt: Wenn wir Durst hatten und der Wind brachte keinen Regen, dann kam einfach jemand mit der Gießkanne. Ab und zu wurde auch mit einem Gerät ge-

prüft, ob der Boden noch alle nötigen Nährstoffe enthielt, wenn nicht, gab's eine Extraportion. Zudem war die Baumschule von einem hohen Zaun umgeben, der die Rehe daran hinderte, uns zum Abendessen zu verspeisen. Mir ging es prächtig: Es wurde so fabelhaft für mich und meine Schwestern gesorgt, dass wir nichts anderes zu tun brauchten, als Wasser und Nährstoffe zu saugen und uns daraus in unseren Blättern die Dinge zu brodeln, zu kochen und zu brauen, die wir zum Wachsen brauchten. Ich hatte zu der Zeit zugegebenermaßen nur zwei Interessen: erstens schlafen, zweitens essen und ich gedieh natürlich prachtvoll dabei.

Zwei Jahre später wurde ich in ein anderes Beet umgesetzt mit einem größeren Abstand zu meinen Schwestern. In der Zwischenzeit waren wir alle nämlich so gewachsen, dass wir begonnen hatten, uns um das Wasser, die Nährstoffe und das Sonnenlicht zu streiten. Nach dem Verschulen, so nennt man das Umpflanzen, hatte jeder wieder genügend Platz für sich, und der Streit fand ein Ende. Ich fing wieder an das zu tun, was ich die zwei Jahre vorher getan hatte: essen, schlafen und natürlich wachsen. Inzwischen war ich schon etwa 50 cm groß. Aber noch einmal zwei Jahre später, an einem kalten Frühjahrmorgen, der Tau lag noch auf meinen Zweigen und ich war noch nicht einmal richtig wach, hatte ich ein schreckliches Erlebnis:

Es kamen zwei Männer und stießen rund um meinen Wurzelfuß scharfe Spaten in die Erde. Ich krallte mich am Boden fest, aber alles Wehren half nichts. Mit Wurzel, Stamm, Krone und einem großen Klumpen Erde, den ich noch immer fest hielt, lud man mich auf einen Lastwagen. Bald darauf wurde ich und viele meiner Schwestern wieder abgeladen und unsere Wurzeln leicht mit Erde bedeckt. Nun verstand ich überhaupt nichts mehr. Sollten wir hier dichtgepackt, in Schräglage, mit nur wenig Boden um die Wurzeln weiterwachsen? Oder sollten wir hier sterben? Ich fühlte mich tatsächlich sterbenselend. Gerade so, als wollten sie mein Elend noch vergrößern, kamen am nächsten Morgen schon wieder zwei Männer und zogen mich aus dem Einschlag, so hieß dieser angsteinflößende Ort nämlich. Ich bereitete mich also auf das Schlimmste vor. Aber alles kam ganz anders, als ich befürchtet hatte.

Die zwei Männer hatten nämlich ein schönes tiefes Loch gegraben. In diesem Loch setzten sie nun kerzengerade meinen Stamm, füllten Erde zwischen meine Wurzeln und traten die Erde fest. Sollte ich hier nun stehen bleiben, weiterwachsen, eine breite Krone entwickeln und meine Zweige der Sonne entgegenstrecken können? Genau das war geplant, und während ich noch überlegte, wurden bereits auf der anderen Seite des Weges meine Schwestern gepflanzt. Ich hätte jubeln können, denn dieser Platz gefiel mir ausnehmend gut. Hinter mir standen alte Nadelbäume und vor mir führte ein Weg vorbei. Hier gingen täglich viele Leute spazieren oder radelten den Weg entlang. Mir konnte dabei gar nicht langweilig werden. Und wenn bei schlechtem Wetter einmal weniger Menschen unterwegs waren, dann lauschte ich dem Wind. Es ist nämlich nicht so, dass Bäume nichts von der Welt wüssten, weil sie tagein, tagaus auf dem selben Platz stehen.

Der Wind erzählt ihnen von den Bergen, den Flüssen, den Seen, vom Land und vom Meer und die Zugvögel erzählen von den Ländern, in denen sie den Winter verbracht haben, von den Menschen und den Tieren, die dort leben. Und die Geschichten aus der Stadt und der näheren Umgebung berichten die Tauben den Bäumen.

An einem wunderschönen Frühlingmorgen hörte ich ein lautes Gerumpel und vielstimmiges Geschrei. Das Poltern und Stoßen kam von einem kleinen Leiterwagen, auf dem unter vielen anderen Dingen auch grüne Gießkannen standen, und das Schreien kam von einer Schulklasse, die vor, hinter und rund um den Leiterwagen den Weg entlanglief. „Das ist vielleicht ein chaotischer Haufen“, dachte ich mir, „bei dem Geräuschpegel hören die weder das Vogel-



gezwitscher noch das Rauschen der alten Bäume und ansonsten sind es wahrscheinlich auch ziemliche Blindgänger“. Ich sollte meine Meinung ziemlich schnell ändern:

Die Schulkinder zogen Holzpflocke von dem Leiterwagen, einige Erwachsenen gaben Anweisungen und auf einmal stand ein Kind neben mir. Dann kam jemand und schlug zusammen mit dem Kind den Pflock in den Boden, ziemlich nahe bei meinem Stamm. Ich aber begriff noch immer nicht, worum es eigentlich ging, bis dann der Fotograf kam. Als Erstes warf ich mich in Positur, schließlich wollte ich auf dem Foto eine gute Figur machen, und dann hörte ich ganz genau zu, als sich der Zeitungsfotograf den ganzen Vorgang erklären ließ:

Jedes von den Schulkindern übernahm die Patenschaft für einen von den Lindenbäumen. Patenschaft, so wurde gesagt, bedeutet Verantwortung übernehmen und Sorge dafür tragen, dass es dem Patenkind, in meinem speziellen Fall ja wohl dem Patenbaum, gut geht. Ich hielt das für eine wundervolle Idee. Das würde dann doch wohl auch heißen, dass darauf geachtet würde, dass den Patenbäumen von niemandem ein Leid zugefügt würde, wie z. B. Zweige abbrechen, Äste knicken oder Blätter abreißen, und dass sie ab und zu vielleicht auch einen Extraschluck Wasser bekämen? Und genauso war es dann auch. Mein Pate war sehr lieb zu mir und ich freute mich jedes Mal ihn zu sehen (ich verrate aber nicht, wer es ist). Er (oder vielleicht ist es ja auch eine sie) brachte mir an heißen Sommertagen zu Trinken und im Frühjahr darauf hängte er mir ein Schild mit der Bitte um, meine Zweige nicht abzubrechen. Er sorgte jedenfalls fabelhaft für mich und ich mag ihn (oder sie) furchtbar gerne.

Manchmal träume ich von der Zukunft und dann sehe ich mich: Groß gewachsen, mit einer mächtigen Krone, in denen die Vögel ein Heim finden und in deren Schatten die Menschen ruhen können und dann wünsche ich mir, dass mein Pate so wird, wie ich später selbst sein möchte: aufrecht, stark und geradlinig, die Füße fest auf dem Boden, den Kopf ein bisschen in den Wolken und ein fröhliches, aber mitfühlendes Herz.

Karin Rühling



## DIE BIENENKÖNIGIN

Vor langer, langer Zeit  
irgendwo, irgendwann,  
da lebten einmal zwei Königssöhne.  
Die beiden zogen eines Tages fort um Abenteuer zu erleben.  
Und sie gerieten in ein wildes, wüstes Leben,  
so dass sie gar nicht wieder nach Hause kamen.

Die beiden Königssöhne hatten noch einen jüngeren Bruder,  
der Dummling genannt wurde.  
Und der Dummling machte sich eines Tages auf,  
um seine Brüder zu suchen.  
Als er sie endlich gefunden hatte, verspotteten sie ihn nur:  
„Wie willst denn Du Dich in Deiner Einfalt durch die Welt schlagen? Wir sind ja zu zweit nicht klargekommen und  
sind noch viel klüger als Du.“

Endlich beschlossen die drei Brüder, gemeinsam weiterzuziehen.

Nach einer Weile kamen sie an einen Ameisenhaufen.  
Die zwei Ältesten wollten den Haufen aufwühlen,  
um zu sehen, wie die Ameisen in ihrer Angst herumkriechen und ihre Eier forttragen.  
Da sagte der Dummling: „Lasst die Tiere in Frieden, ich leids nicht, dass ihr sie stört“.  
Also gingen sie weiter.

Nach einiger Zeit kamen die drei Brüder an einen See,  
auf dem schwammen viele, viele Enten.  
Die zwei Brüder wollten ein paar fangen und braten.  
Aber der Dummling ließ es nicht zu und sprach:  
„Lasst die Tiere in Frieden, ich leids nicht, dass ihr sie tötet“.

Endlich kamen sie zu einem Bienennest,  
darin war so viel Honig, dass er am Stamm herunterlief.  
Die beiden ältesten Brüder wollten Feuer unter den Baum legen,  
und die Bienen ersticken, damit sie den Honig wegnehmen könnten.  
„Lasst die Tiere in Frieden, ich leids nicht, dass ihr sie verbrennt“.

Also gingen die drei Brüder weiter.

Schließlich kamen die drei Brüder zu einem Schloss.  
Und in den Ställen des Schlosses standen lauter steinerne Pferde.  
Auch war im ganzen Schloss kein Mensch zu sehen.

Die drei Königssöhne gingen durch alle Säle hindurch,  
bis sie ganz am Ende vor einer Tür standen, davor hingen drei Schlösser.  
Es gab aber mitten in der Türe ein Lädlein, durch das man in die Stube sehen konnte.  
Da sahen sie ein graues Männchen, das an einem Tisch saß.  
Sie riefen es an, einmal, zweimal, aber es hörte nicht;  
endlich riefen sie es zum dritten Mal,  
da stand es auf, öffnete die Schlösser und kam heraus.  
Es sprach aber kein Wort, sondern führte sie zu einem reichgedeckten Tisch.

Und als sie gegessen und getrunken hatten, brachte es jeden von ihnen in sein eigenes Schlafgemach.

Am nächsten Morgen kam das graue Männchen zu dem ältesten Bruder,  
winkte ihm und führte ihn zu einer steinernen Tafel,  
auf der standen drei Aufgaben geschrieben, durch die das Schloss erlöst werden könnte.  
Die Erste war: Im Wald unter dem Moos liegen die Perlen der Königstochter,  
tausend an der Zahl, die müssen an einem Tag aufgesucht werden, und fehlt vor Sonnenuntergang auch nur eine  
einzige, so wird derjenige, der gesucht hat, zu Stein.

Der Älteste ging hinaus in den Wald, und er suchte den ganzen Tag,  
als aber der Tag zu Ende war, da hatte er erst hundert Perlen gefunden;  
es geschah, wie es auf der Tafel stand, er wurde in Stein verwandelt.  
Am nächsten Tag unternahm der zweite Bruder das Abenteuer,  
er ging hinaus in den Wald, um die tausend Perlen im Moos zu suchen.  
Er suchte den ganzen Tag, aber als die Sonne unterging hatte er erst  
zweihundert Perlen gefunden, und er wurde zu Stein.  
Endlich kam auch der Dummling an die Reihe.  
Er ging hinaus in den Wald und fing an im Moos nach den Perlen zu suchen,  
es war aber so schwer, die Perlen zu finden, und es ging so langsam.  
Da setzte er sich auf einen Stein und weinte.

Und wie er da so saß, kam plötzlich der Ameisenkönig, dem er einmal das Leben gerettet hatte,  
mit fünftausend Ameisen,  
und es dauerte gar nicht lange, da hatten die Tiere alle Perlen gefunden und auf einen Haufen getragen.

Jetzt musste der Dummling die zweite Aufgabe lösen:  
vom Grund des Sees musste der Schlüssel zur Schlafkammer der Königstochter heraufgeholt werden.  
Er machte sich also auf den Weg,  
und als er am Ufer des Sees stand, da kamen plötzlich die Enten hergeschwommen,  
denen er einmal das Leben gerettet hatte,  
sie tauchten unter und holten den Schlüssel aus der Tiefe.

Nun kam die dritte und schwerste Aufgabe:

aus den drei schlafenden Töchtern des Königs sollte die jüngste und liebste herausgesucht werden, sie glichen sich aber vollkommen.

Nur in einem waren sie verschieden:

Sie hatten nämlich vor dem Schlafengehen verschiedene Süßigkeiten gegessen.

Die älteste Königstochter hatte ein Stück Zucker gegessen, die zweite ein wenig Sirup, und die jüngste einen Löffel voll Honig.

Als der Dummling vor den schlafenden Königstöchtern stand, kam auf einmal die Bienenkönigin, von den Bienen, die er vor dem Feuer geschützt hatte.

Sie versuchte den Mund von allen dreien, und zuletzt blieb sie auf dem Mund sitzen, der Honig gegessen hatte.

Und so erkannte der Königssohn die rechte.

Da war der Zauber vorbei, das ganze Schloss war aus seinem Schlaf erlöst, und wer von Stein war, erhielt seine ursprüngliche Gestalt wieder.

Der Dummling heiratete die jüngste und liebste Königstochter, und wurde König nach ihres Vater Tod, seine beiden Brüder heirateten die beiden anderen Schwestern.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Gebrüder Grimm

**DIE TIERE UND DAS FEUER**

Vor langer Zeit, da lebten noch alle Tiere friedlich miteinander in einem großen Wald. Wenn es nachts kalt wurde, dann rückten sie ganz eng zusammen und wärmten sich gegenseitig. Einmal war es besonders kalt. Die Tiere kuschelten sich noch enger zusammen als sonst: Da sagte der Löwe: „Hört mal her: Die Menschen sollen etwas haben, das ihnen immer warm macht. Sie nennen es Feuer.“

Der Fuchs wusste, dass die Menschen dieses Feuer streng bewachten. Die Tiere schwiegen eine Weile. Dann meinte der Löwe: „Es wäre doch herrlich, wenn wir uns auch an so einem Feuer wärmen könnten. Wir sollten auch ein Feuer haben.“

Die anderen Tiere nickten „Wir stehlen das Feuer einfach!“, rief jemand. Niemand wusste genau, wer das gerufen hatte, doch alle waren begeistert. Aber wer sollte das Feuer stehlen? Die Tiere dachten nach: „Das Huhn kann gut laufen und im Notfall auch davonfliegen.“

Also machte das Huhn sich auf den Weg. Es brauchte nicht lange, da sah es schon von weitem den Schein des Feuers. Die Menschen wohnten damals noch in Höhlen und die Kälte war für sie genauso schlimm wie für die Tiere. Deshalb passten sie gut auf, dass das Feuer immer brannte. Vorsichtig trippelte das Huhn näher. Schon spürte es die angenehme Wärme des Feuers. Das Huhn reckte sich behaglich und dachte: „Warum soll ich das Feuer wegtragen? Das Beste wäre, wenn ich einfach hier bliebe.“ Und so blieb das Huhn bei den Menschen am warmen Feuer.

Die Tiere im Wald warteten und warteten. Aber das Huhn kam nicht zurück. „Vielleicht ist ihm etwas passiert“, sagte der Löwe. Er schickte den Hund los. „Komm du aber schnell mit dem Feuer zurück!“ befahl er ihm. „Ich bin doch nicht so dumm wie ein Huhn! Ich bin gleich wieder da“, bellte der Hund und lief los. Doch dem Hund ging es nicht anders als dem Huhn. Als er spürte, wie herrlich warm das Feuer war, dachte er: „Ach, hier ist es gemütlich! Ich wäre ja dumm, wenn ich wieder fortginge!“ Und so blieb auch der Hund bei den Menschen am warmen Feuer.

Wieder warteten die Tiere. Aber der Hund kam nicht zurück. Nach einiger Zeit schickte der Löwe die Ziege los. Die war sehr geschmeichelt. Sie versprach blitzschnell wieder da zu sein. Doch kaum spürte sie die Wärme des Feuers, da hatte auch sie keine Lust mehr, zu den anderen Tieren in die Kälte zurückzugehen.

Die Tiere warteten und warteten. Sie machten sich große Sorgen um das Huhn, den Hund und die Ziege. „Bestimmt ist ihnen etwas zugestoßen!“, sagte der Löwe. „Das Feuer muss ein sehr gefährliches Tier sein! Wir dürfen nicht in seine Nähe kommen!“

Seit dieser Zeit fürchteten sich die wilden Tiere vor dem Feuer. Alle passen gut auf, dass sie nicht in seine Nähe kommen. Schon wenn sie von weitem Rauch riechen, laufen sie auf und davon! Das Huhn, der Hund und die Ziege aber blieben am warmen Feuer und wurden Haustiere der Menschen. Bald hatten sie vergessen, dass sie auch einmal wilde Tiere gewesen waren.

Umweltzeitschrift „Tu was“, Domino Verlag, München

## DIE SCHWARZE NACHTIGALL

Es lebte einmal ein Kaiser, der wohnte im prächtigsten Palast, den man sich denken kann. Kein Ding, das sich darin befand, gab es noch einmal auf der Welt. Selbst im kaiserlichen Garten wuchsen nur ganz besondere Bäume und blühten nur die seltensten Blumen. Auch die Tiere darin waren allesamt aus fernen Ländern hierher gebracht worden. Nichts gab es im Garten des Kaisers, was sonst in seinem Land zu Hause war. Die Räte und Minister befanden: „Zu gering für seine Majestät!“ und befestigten am Tor zum Schlossgarten ein Schild: „Für alles Gewöhnliche Eintritt verboten!“

Die Nachtigall erhielt eine Ausnahmegenehmigung. Sie war zwar klein und unscheinbar anzusehen, aber immerhin kam sie im Frühling direkt aus Afrika herbeigeflogen. Von dort, wo die Löwen, Nashörner und Elefanten zu Hause waren. Außerdem konnte sie ganz besonders herrlich singen. Zuerst lauschte der Kaiser ganze Nächte ihren Melodien. Weil er aber seinen Schlaf brauchte, bat er die Nachtigall, doch auch tagsüber zu singen, und sie erfüllte seinen Wunsch. Aber eines Tages kam sie zu ihm geflogen und rief: „Ich muss mich verabschieden, Majestät! Ich mache wieder Winterferien in Afrika.“ „Nein!“ schrie der Kaiser. „Ich verbiete es! Schließlich bleiben auch die Löwen, Nashörner und Elefanten hier.“ Aber die Nachtigall rief nur: „Ich bedaure!“ und flog davon.

Zuerst war der Kaiser wütend. Aber bald wurde er sehr traurig. Das Lied der Nachtigall fehlte ihm. Da schenkten ihm seine Räte und Minister die schönsten Spieluhren. Keine war wie die andere. Jede ließ, wenn sie aufgezogen war, eine neue Melodie erklingen. Doch keine konnte es mit dem Gesang der Nachtigall aufnehmen und bald sprach es sich im ganzen Land herum, dass sich die Räte und Minister des Kaisers keinen Rat mehr wussten.

Eines frühen Morgens aber weckte den Kaiser durch das geöffnete Fenster seines Schlafgemachs eine wunderbare Melodie. Er war sofort hellwach und rief: „Die Nachtigall ist wieder da! So schön wie eben hat sie aber noch nie gesungen!“

Als er ans Fenster trat, um sie zu begrüßen, da sah der Kaiser einen ganz anderen Vogel im Geäst eines Baumes sitzen. Er war schwarz und hatte einen dottergelben Schnabel. „Wer bist du?“, fragte der Kaiser. „Wo kommst du her? Dich kenne ich nicht.“

Der schwarze Vogel mit dem dottergelben Schnabel antwortete: „Und doch bin ich ein ganz gewöhnlicher Vogel deines Reiches. Darum auch hast du meinen Gesang bisher nie gehört. Ich war zu gering für deinen Garten und wurde ausgesperrt.“ „Zu gering?“, rief der Kaiser aus. „Du singst doch herrlicher als die Nachtigall!“

Und mit einem Mal erkannte der Kaiser, dass es nicht klug ist, nur in die Ferne zu blicken und dabei die Kostbarkeiten aus der Nähe zu übersehen. Und so ließ er sofort das Schild am Tor zum Schlossgarten entfernen und freute sich bald an der Schönheit der vielen Blumen, die in seinem Lande wuchsen, am Gezwitscher der Vögel und vor allem am herrlichen Gesang der Amsel, den die Menschen in seinem Reich schon gar nicht mehr bemerkten, weil er für sie ganz alltäglich war.

Umweltzeitschrift „Tu was“, Domino Verlag, München

**DIE LINDE**

Am Rande eines Waldes standen einmal verschiedene Bäume beieinander und führten ein Gespräch über das, was ihnen am liebsten sei auf der Welt. Eine schlanke, silberhelle Birke war dabei, wiegte sich in einem fort und sang: „Frühling, Frühling!“ Eine knorrige alte Eiche raunte: „Den Sturm liebe ich am meisten – wie kann ich mit ihm kämpfen! Der Sturm, glaub’ mir, ist unser aller Gebieter.“ Eine junge Lärche sagte, dass sie die Sterne am meisten liebe, und eine Buche pries flüsternd die Geheimnisse der Nacht.

In ihrer Mitte stand eine Linde. Alle blickten auf sie, die ihre Äste liebevoll ausstreckte und den Bienen lauschte, die ihre herzförmigen Blätter und ihre Blüten umsummten. „Am liebsten ist mir der Mensch“, sagte die Linde. „Der Mensch?“ sagte die Lärche und wandte sich einer Tanne zu. „Nicht möglich!“ brummte die Eiche, „nicht Kraft, nicht Stärke! Wie kann man den Menschen am meisten lieben!“ Alle Bäume wandten sich ab von der Linde, die schwieg und wieder den Bienen lauschte.

Die Linde fühlte: Sie verstehen mich nicht. Es muss etwas in mir sein, was mich mit den Menschen verbindet. Ich will zu ihnen wandern! – Und sie verließ den Wald in der Nacht, kam über Felder und Wiesen an ein Dorf, aus dem Licht und Menschenstimmen zu ihr drangen, senkte auf einem freien Platz ihre Wurzeln in das Erdreich und wartete. Am Morgen kamen Kinder aus dem Dorf, singend und springend und sahen die Linde. „Hier – hier lasst uns spielen!“ riefen sie und tanzten einen wunderschönen Reigen um den Baum. „Morgen, gute Linde, morgen kommen wir wieder!“ riefen sie, als sie endlich nach Hause liefen.

Gegen Mittag kamen junge Burschen und Mädchen vom Felde und ruhten im Schatten des Baumes. „Hier haben wir einen prächtigen Tanzplatz, grad’ an der Linde. Hier wollen wir uns jeden Festtag treffen und recht lustig sein!“ sagten sie und fingen an zu singen. Die Linde hörte sie noch, als sie schon weit entfernt waren.

Ein altes Mütterchen kam mit einem Korb am Arme. „Ei, blühst du schon, Lindenbaum“, sagte sie, „da will ich mir morgen von deinen Blüten holen. Das gibt einen guten Tee im Winter.“

Am Abend kam ein Wanderer des Weges, er war ein Dichter und verstand die Linde. „Wären wir wie du, Linde“, sagte er, als er in ihrem Schatten ruhte, „voller Süßigkeit und Herzenskraft! Deine Blätterherzen lindern und heilen nur! Und er nahm ein Lindenblatt an seine Lippen.

Kora Gädke-Timm „Pflanzenlegenden“